Soziologie

Aus dem Inhalt

- Oliver Römer, Ina Alber-Armenat:
Die ›verspätete Wissenschaft‹
- Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go:
E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology
- Nina Baur, Hubert Knoblauch:
Die Interpretativität des Quantitativen
- Hans-Peter Müller:
Soziologie und ihre Forschungsgestalt
- Ludger Pries:
Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen
- Great Transformation
Themenpapier zur Doppelkonferenz der DFG-Kollegforscher_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung« und der DGS in Jena

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 4 • 2018

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/7204111

Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: dariusz.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport (sowiport.gesis.org).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübelmann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, Tel.: 069/97 65 16 32, E-Mail: schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel.: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	401
-----------------	-----

Identität und Interdisziplinarität

Oliver Römer, Ina Alber-Armenat

Die »verspätete Wissenschaft«	403
-------------------------------------	-----

Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go

E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology	423
--	-----

Nina Baur, Hubert Knoblauch

Die Interpretativität des Quantitativen	439
---	-----

Hans-Peter Müller

Soziologie und ihre Forschungsgestalt	462
---	-----

Ludger Pries

Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen	477
---	-----

DGS-Nachrichten

Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften

Themenpapier zur Abschlusskonferenz der DFG-Kollegforscher_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung« und 2. Regionalkonferenz der DGS in Jena	482
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft	490
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen

<i>Sektion</i> Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie	495
---	-----

<i>Sektion</i> Wissenssoziologie	497
--	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Anton Sterbling In memoriam Bálint Balla	501
Wolfgang Glatzer In memoriam Wolfgang Zapf	504
Habilitationen	509
Call for Papers	510
»We care a lot«. Zukunftsstrategien entwickeln – erproben – anwenden • Gewaltgedächtnisse • Kinder- und Jugendreisen zwischen nichtalltäglichem Erlebnis und organisationaler Routine	
Autorinnen und Autoren	516
Abstracts	518
Jahresinhaltsverzeichnis 2018	521

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

Im SPIEGEL Nr. 34/2018 lernte ich unlängst über den Spitzenkandidaten der hessischen SPD Thorsten Schäfer-Gümbel, dass er die Probleme der »sogenannten kleinen Leute« auf Soziologendeutsch beschreibt. Das könnte eine gute Nachricht sein, legt sie doch nahe, dass Herr Gümbel empirisch begründete Vorstellungen von der Beschaffenheit dieser Probleme und trennschärfere Begriffe als den der »kleinen Leute« zur Verfügung hat, um den inhaltlichen Herausforderungen zu begegnen, die politische Spitzenämter mit sich bringen.

Es war aber wohl anders gemeint. Die beiden Autoren des Portraits sahen gerade in diesem Soziologendeutsch ein eher bedauernswertes Problem des Kandidaten, das – gänzlich unabhängig vom konkreten Fall – ein Ärgernis für die Soziologie sein könnte.

Denn, so entnehme ich der einzigen zitierfähigen Definition, die ich finden konnte: Soziologendeutsch ist »Jargon, oft kombiniert mit Bandwurmsätzen und Hauptwörterei, vertuscht die Platitude eines Arguments, verhindert, dass man dieses überhaupt versteht, lähmt so die mögliche Kritik und verspricht zugleich eine geistige Tiefe, die nicht vorhanden ist.«¹ Keine Auskunft gibt der Text zu der Frage, warum ausgerechnet der Soziologie die Ehre zuteilwurde, Namensgeberin für ein derart scharfes rhetorisches Schwert zu sein. Der Vorwurf, einen »Jargon« zu pflegen, traf ja zunächst vor allem das philosophische Schreiben und wurde im »Jargon der Eigentlichkeit« von Theodor W. Adorno zu einer umfassenden ideologie- und sprachkritischen Auseinandersetzung verdichtet. Noch weniger einleuchten will mir die Schlussfolgerung, andere Disziplinen, denken wir an die Physik oder die Medizin, kämen mit weniger Substantivierungen zur Erfassung und Beschreibung ihrer Gegenstände aus. Oder per se mit weniger Kommata. Anders als im Fall der Soziologie scheint man hier aber gewillt zu sein, die für Nicht-Eingeweihte ebenfalls kaum verständliche Fachsprache als notwendiges, weil exakteres Ausdrucksmittel hinzunehmen. Das alles soll nicht heißen, dass in einigen soziologischen Texten

1 Walter Krämer 1999, Wie schreibe ich eine Seminar- oder Examensarbeit? Frankfurt am Main: Campus, S. 159.

nicht manchmal einfacher oder klarer formuliert werden könnte – aber auch das halte ich nicht für ein Alleinstellungsmerkmal soziologischen, sondern letztendlich jeglichen wissenschaftlichen Schreibens. Das Soziologendeutsch zumindest, das ich kenne und schätze, gewinnt ja gerade aus der Differenz zur Alltagssprache seine begriffliche Klarheit – nicht nur aber eben auch bei der Thematisierung vorgeblich alltäglicher Phänomene. Nun ja, ich fürchte, die wenig schmeichelhafte Fremdzuschreibung werden wir als Disziplin nicht so schnell wieder los. Da hilft im Zweifelsfall nur Selbstaufklärung: Beiträge zur Semantik oder Begriffsgeschichte des unerfreulichen Terminus nehmen wir gerne für unsere Rubrik »Soziologie in der Öffentlichkeit« entgegen.

Und wer sein aktives Soziologendeutsch im besten Sinne intensiv pflegen möchte, ist sicher Ende September in Göttingen auf dem DGS Kongress am richtigen Ort. Zur Einstimmung finden Sie im vorliegenden Heft einen Beitrag zur Geschichte der Soziologie in Göttingen von Ina Alber-Armenat und Oliver Römer. Vielleicht sehen wir uns dann ja dort auf ein paar Sätze SoziologInnendeutsch? Das wäre schön!

Herzlich, Ihre
Sina Farzin

Die »verspätete« Wissenschaft

Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie¹

Oliver Römer, Ina Alber-Armenat

Im Herbst 2017 drehte das Göttinger Institut für Soziologie einen kleinen Imagefilm, um das Fach für Studieninteressierte vorzustellen. Dazu befragten zwei Studentinnen und der Kameramann der Presseabteilung der Universität PassantInnen in der Innenstadt von Göttingen. Neben einer großen Mischung aus Ahnungslosigkeit, Verwechslung mit Sozialarbeit und -pädagogik und der Aussage, Soziologie habe irgendwas mit Gesellschaft zu tun, gab es durchaus auch Befragte, die auf das Analyse- und Weltverbesserungspotenzial von Soziologie und der ihr verwandten Politikwissenschaft hinwiesen. Niemand war aber dabei, die oder der von den spezifischen Fachtraditionen Göttingens, von Hans Paul Bahrds Stadt- oder Industrie-soziologie oder Helmuth Plessners Philosophischer Anthropologie sprach.

Zugegebenermaßen ist die Zeit vorbei, in der die Soziologie als ein keineswegs auf ihren akademischen Radius beschränktes »Modefach« wahrgenommen wurde. Während etwa Plessners politisch-soziologische Analyse der »Verspäteten Nation« (1959) und Bahrds Buch über »Die moderne Großstadt« (1961) schon früh hohe vierstelligen Auflagenzahlen erreichten und wesentlich zum intellektuellen Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik

¹ Dieser Beitrag ist eine gekürzte, leicht überarbeitete Version der Einleitung zu unserem Sammelband »Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Geschichte, Entwicklungen, Perspektiven« (Römer, Alber-Armenat 2018). Wir danken Springer VS für die freundliche Genehmigung dieser Veröffentlichung. Für Hinweise zu diesem Text bedanken wir uns bei Stephan Moebius und Gerhard Schäfer.

beitragen, warten die inzwischen vergilbten Exemplare dieser soziologischen Bestseller in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek oder auf den wenigen verbliebenen Campus-Büchertischen oft vergeblich auf neue LeserInnen. Aber wäre eine solche Befragung etwa in einer Stadt wie Frankfurt am Main nicht anders ausgefallen, die seit über vier Jahrzehnten einen Theodor-W.-Adorno-Preis verleiht und in der sich sogar ein in den Naturwissenschaften beheimateter Universitätspräsident in Festansprachen den Hinweis auf die »berühmte »Frankfurter Schule« der »Kritischen Theorie« sowie die »Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Karl Mannheim und Franz Oppenheimer« (Müller-Esterl 2014: 4) nicht verkneifen kann?² Göttingen als Universitätsstadt ist weithin bekannt, vor allem die aus den Naturwissenschaften stammenden Nobelpreisträger Anfang des 20. Jahrhunderts sorgen für weltweiten Wiedererkennungseffekt. Ein Fach wie die Soziologie ist dagegen im zeitgenössischen kollektiven Gedächtnis der Stadt trotz einiger herausragender historischer Protagonisten nicht allzu präsent.

Kann diese keineswegs repräsentative Umfrage noch als Indiz für eine vergleichsweise nachlässige universitäre und städtische Traditionspflege gewertet werden,³ so fällt auch auf, dass eine Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie – im Gegensatz zu anderen mehr oder weniger bedeutenden Standorten in der Bundesrepublik wie etwa Köln, Frankfurt am Main, Hamburg, Dortmund/Münster, Heidelberg, aber auch Marburg, Jena oder Freiburg – bisher bestenfalls verstreut und in Ansätzen vorliegt.⁴ Dass hierin ein erhebliches Desiderat liegen könnte, hat zuletzt Joachim Fischer (2015) in seiner zugespitzten Lesart der Geschichte der westdeutschen Soziologie herausgearbeitet. Seine im Kern paradigmatische Lesart, die auf den soziologischen Aktualitätswert einer bestimmten soziologischen Denktradition – nämlich der Philosophischen Anthropologie – zielt, bedarf wissenschaftshistorischer Konkretisierungen (vgl. Becker 2017; Dörk 2017; Römer 2017). Nicht zuletzt der 39. Kongress der Deutschen Gesell-

2 Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass es – neben Helmuth Plessner, der Anfang der 1960er Jahre kurzzeitig Rektor an Georgia Augusta war – mit Horst Kern ein Soziologe bis zum Universitätspräsidenten gebracht hat. Seine stets soziologisch fundierten programmatischen Überlegungen zur Hochschulpolitik und -entwicklung können unter www.uni-goettingen.de/de/912.html eingesehen werden.

3 Ein gut dotierter Helmuth Plessner-Preis wird seit einigen Jahren eben nicht von der Stadt Göttingen, in der Plessner gelehrt und studiert hat, sondern von seiner Geburtsstadt Wiesbaden vergeben.

4 Ein erster Versuch, diese Lücke zu schließen, ist der oben bereits erwähnte Sammelband »Erkundungen im Historischen«. Seine Beiträge bilden zugleich eine wichtige Grundlage für diese kleine Skizze der Göttinger Soziologieentwicklung.

schaft für Soziologie, der im September 2018 erstmals in Göttingen stattfindet, wird so zum Anlass für die Frage: Gibt es so etwas wie eine Tradition *der* Göttinger Soziologie? Und wenn ja: Wie lässt sie sich wissenschaftshistorisch fassen? Und worin könnte ihr Aktualitätswert bestehen? Das bescheidene Ziel dieses Beitrages ist es, Hinweise für eine noch ausstehende Beantwortung zu geben.

Soziologische (Denk-)Schulen

Fragt man, wie sich die hier zur Disposition stehende Rede von *der* Göttinger Soziologie rechtfertigen und Lichte heterogener lokaler Fachgeschichten in die Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin integrieren lässt, so bieten zeitgenössische wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Herausbildung *soziologischer (Denk-)Schulen* einen vielversprechenden methodologischen Ansatzpunkt (vgl. Peter 2015; Moebius 2018). Quer zu den an sachlichen Problemen und Fragen orientierten einzelwissenschaftlichen Spezialisierungen – etwa den sogenannten Bindestrich-Soziologien – können nämlich (Denk-)Schulen als soziale Differenzierungsformen lokalisiert werden, die bereits mit der beginnenden akademischen Etablierung der Soziologie in Deutschland seit der Zeit der Weimarer Republik immer deutlicher entlang von Universitätsstandorten verlaufen und für deutlich unterscheidbare programmatische Zugänge zur Soziologie stehen (vgl. Stölting 1986).

Der Begriff der (Denk-)Schule wird in der wissenschaftshistorischen Forschung aus guten Gründen als eine idealtypische ex-post-Zuschreibung behandelt: Sogar exponierte und im öffentlichen Bewusstsein präzente wissenschaftliche Denk-, Diskussions- und Arbeitszusammenhänge wie die »Frankfurter Schule« verstehen sich bestenfalls zu bestimmten Zeitpunkten als Schulen (vgl. Demirović 1999). Ferner ähneln (Denk-)Schulen einem generational gestuften »Familienzusammenhang« – ein Merkmal, das nicht zuletzt durch das speziell in den Geisteswissenschaften zum Teil bis heute vorherrschende personale »Meister-Gesellen-Prinzip« in Forschung und Lehre gestützt wird. Ihre Existenz, die soziologisch durch »ein oder mehrere Schuloberhäupter, eine »paradigmatische« Lehre bzw. ein Programm, eine Zeitschrift und eine sich mit der Lehre identifizierende oder in die Lehre initiierte Schülerschaft mit diffundierender Wirkung« (Moebius 2018: 257) festgemacht werden kann, wird so auch Zeugnis einer grundlegenden

Vermachtung des universitären Betriebes: Schulen integrieren einerseits kognitive und institutionelle Funktionen von Wissenschaft. Sie vereinfachen die Verfestigung einer bestimmten wissenschaftlichen Lehre, mutieren jedoch andererseits im Zuge ihrer Durchsetzung und Diffusion nicht selten zu akademischen »Cliques« und »Netzwerken«, die sachlich-wissenschaftliche Differenzierungsformen mit sozialen Schließungseffekten überlagern (vgl. Mills 2016: 157 ff.).

(Denk-)Schulen zeugen also davon, dass ein normatives Ideal verallgemeinerbarer wissenschaftlicher Wahrheit von einer Struktur der Parteilichkeit durchzogen bleibt. Sie sind stets mit der Paradoxie konfrontiert, diese Parteilichkeit nur im Rückgriff auf eine überparteiliche, weil »wahre« und »allgemeine Lehre« rechtfertigen zu können (vgl. hierzu auch Mannheim 1964). Einerseits schaffen (Denk-)Schulen kontinuierliche wissenschaftliche Orientierungen und erweisen sich insofern als produktiv für die Verfestigung einer Disziplin, »verschleiern« aber andererseits, dass sie keineswegs die Disziplin »an sich« repräsentieren.

Wie etwa Helmuth Plessner gesehen hat, schwankt der »Fortschritt« der modernen Wissenschaften vor diesem Hintergrund zwischen einem »Bekanntnis« zu vorhandenen Lehrmeinungen und der Erschließung neuer wissenschaftlicher Arbeitsfelder:

»Der Privatdozent kann das Wagnis [der universitären Laufbahn, Anm. d. Verf.] verringern und seine Chancen vergrößern, indem er sich entweder einem oder mehreren offiziellen Fachvertretern attachiert (ihre Arbeiten fortsetzt usw.), das heißt in Schülerstellung als Geselle des Meisters, als Glied einer Schule verharrt – und hier haben wir den soziologischen Grund für Schulbildungen an Universitäten –, oder indem er eine neue Wissenschaft mit eigenem Gebiet und eigener Methode zu begründen versucht.« (Plessner 1985b: 24)

Der Umstand, dass diese Überlegungen nicht zufällig in den 1920er Jahren entstanden sind – einer Zeit also, in der sich die Soziologie neben anderen neuen Einzelwissenschaften an deutschen Universitäten zu etablieren beginnt und das bestehende Tableau wissenschaftlicher Disziplinen insgesamt ins Wanken gerät –, weist auf einen wichtigen Punkt hin: Auch die frühe akademische Soziologie beginnt keineswegs an einem historischen »Nullpunkt«, sondern entwickelt sich aus den und gegen die bestehenden Wissenschaften (vgl. Maus 1955). Den dafür notwendigen politischen Freiraum erhält sie durch die preußischen Universitätsreformen in der Frühphase der Weimarer Republik, die erstmals die Einführung von Lehrstühlen für ein Fach vorsehen, das im deutschen Kaiserreich noch mit dem So-

zialismus gleichgesetzt und dementsprechend von den Hochschulen weitgehend ferngehalten wurde (vgl. Rammstedt 1991).

Allerdings ist die Lage an den deutschen Universitäten keineswegs einheitlich: Während etwa Heidelberg Anfang des 20. Jahrhunderts das heimliche Zentrum der universitären Soziologie in Deutschland ist, diese allerdings institutionell in die Staatswissenschaften integriert (vgl. Blomert, Eßlinger, Giovannini 1997), entstehen die ersten ordentlichen Professuren für Soziologie an den neu gegründeten Universitäten in Frankfurt am Main und Köln. Hier etablieren sich auch zwei der wirksamsten soziologischen (Denk-)Schulen in Deutschland: Die Kölner Soziologie um Leopold von Wiese protegiert – vermittelt über die *Vierteljahreshefte für Soziologie*, dem historischen Vorläufer der heutigen *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* – eine von der formalen Soziologie Georg Simmels inspirierte *soziale Beziehungslehre*, die die akademische Diskussion bis in die fünfziger Jahre hinein prägt. Das ab den dreißiger Jahren von Max Horkheimer geleitete Frankfurter Institut für Sozialforschung, das sich um eine Integration von marxistischer Gesellschaftstheorie und empirischer Sozialforschung bemüht und mit dem Beginn des Nationalsozialismus ins Exil gezwungen wird, ist nach 1945 für die Konstitution der Soziologie in der Bundesrepublik bedeutend.

Entwicklung der Soziologie in Göttingen

An der Universität Göttingen, die einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt hat, wird der Soziologie »ab 1920 ein bescheidener Platz eingeräumt« (Rosenbaum 1994: 287). Der gelernte Historiker Andreas Walther erhält einen Lehrauftrag, unter seiner Leitung wird ein soziologischer Apparat eingerichtet, den nach seinem Weggang nach Hamburg im Jahre 1927 zunächst der Kulturphilosoph und Simmel-Schüler Herman Schmalenbach und schließlich der mit einem Extraordinariat betraute Alfred von Martin verwaltet. Man kann die Anfänge der Göttinger Soziologie beginnend mit der versuchten Umhabilitation von Ferdinand Tönnies auf ein Extraordinariat für sozialwissenschaftliche Philosophie im Jahr 1890 bis zur Berufung Helmuth Plessners im Jahre 1952 als eine Serie von gescheiterten Gründungen rekonstruieren (vgl. Dörk, Wiezock 2018).⁵ Ein Grund für

5 Wie die Beiträge in dem Band von Herrlitz und Kern (1987) zeigen, können die Anfänge der Sozialwissenschaften in Göttingen sogar noch wesentlich früher lokalisiert werden –

die relative Bedeutungslosigkeit der Soziologie ist das schwierige akademische Umfeld in Göttingen, das nach dem Zweiten Weltkrieg zwar ein hervorragendes Reservoir für »Fluchtprofessoren« aus den Grenzuniversitäten der ehemaligen deutschen Ostgebiete werden sollte (vgl. Linnemann 2002), jedoch von Anfang an nur wenig Raum für eine unter Sozialismus- und Positivismusverdacht stehende Wissenschaft wie die Soziologie bietet.

Als tendenziell hinderlich für die Entwicklung des Faches erweist sich auch seine Verortung bei den Historikern, wurden hier doch spätestens seit Heinrich von Treitschkes Polemik gegen die Soziologie vielfach »anti-soziologische« Ressentiments gepflegt (vgl. Rehberg 2010).⁶ Dies zeigt nicht zuletzt der Weggang Andreas Walthers nach Hamburg, der – inspiriert von einer Forschungsreise in die Vereinigten Staaten und den Methoden der *Chicago School of Sociology* – erst dort zu einem »Fachsoziologen« wird und mit stadtsoziologischen Studien beginnt – ein Umstand, der ihn allerdings nicht davon abhält, sich wenig später zum Nationalsozialismus zu bekennen.

Auch unter Schmalenbach und von Martin hat das Fach einen schweren Stand. Gerade von Martin leistet in seiner Göttinger Zeit wichtige Vorarbeiten für eine Intellektuellensoziologie. Als Person repräsentiert er aber einen jener Gelehrten, deren »eigentlichen Lebensinhalt es ausmacht, sich – unabhängig von ihrem offiziellen (und dem Lebensunterhalt dienenden) Beruf – dem Geistigen, als einem persönlichen Anliegen [...] zu widmen« (von Martin 1955: 475f.). Statt sich als außerordentlicher Professor der Institutionalisierung des Faches und der eigenen wissenschaftlichen Karriere zu verschreiben, betreibt von Martin zum Ärger der Fakultät ein umfassendes geisteswissenschaftliches Privatstudium mit intensiver publizistischer Tätigkeit (vgl. Härpfer 2018). Letztlich sorgt von Martin mit dem Rücktritt von seinem Lehrauftrag im Wintersemester 1932/33 jedoch dafür, dass es in Göttingen während des Nationalsozialismus keine soziologischen Lehrveranstaltungen geben sollte.

Institutionell bleibt Soziologie in Göttingen während der Zwischenkriegszeit also weitgehend isoliert. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es

im 18. Jahrhundert bereits in der von August von Schlözer begründeten Göttinger Universitätsstatistik.

⁶ Diese Ressentiments wiederholen sich fast ein halbes Jahrhundert später während des Dissertationsverfahrens des jüngst verstorbenen Göttinger Soziologen Martin Baethge, das im Jahre 1968 (!) am Widerstand des Althistorikers Alfred Heuß scheitert. Heuß brief sich in seiner Ablehnung der Dissertation darauf, auf Gefahren aufmerksam zu machen, »die in der heutigen Soziologie manchen Tendenzen eigen sind« (Der Spiegel 1968: 47; vgl. Gottschall 2018).

quer zu den jeweiligen Fächergrenzen keine Bemühungen um die Grundlegung des Faches gab. So ist die Berufung Helmuth Plessners auf die erste ordentliche Professur für Soziologie zwar ein hochschulpolitischer Paukenschlag, weil sie gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät erfolgt, die den in Sachen Faschismus keineswegs unbeschriebenen Leipziger Soziologen Hans Freyer präferiert (vgl. Neumann 1998). Zugleich steht der halbjüdische »Remigrant« Plessner selbst in einer Göttinger Kontinuität, hat er dort doch zwischen 1914 und 1916 bei Edmund Husserl Philosophie studiert.

Ausgehend von Plessners Philosophischer Anthropologie lassen sich so Debatten um die Grundlegung der Soziologie rekonstruieren, die einerseits prominent in den sechziger Jahren in der Diskussion um den Rollenbegriff in den Sozialwissenschaften ausgetragen werden (vgl. Fischer 2010), andererseits bis in die Göttinger Diskussionen der zwanziger Jahre zurückreichen, in deren Zentrum der Philosoph und Dilthey-Schüler Georg Misch steht (vgl. Weingarten 2018). Im Göttingen der Nachkriegszeit festigt sich vor diesem Hintergrund ein bestimmter »unorthodoxe[r]« (Plessner 1985a: 337) Typus von Soziologie. Gegen die sich abzeichnenden disziplinären Schließungen der Soziologie, die insbesondere von René König in Köln und Helmut Schelsky in Hamburg bzw. Münster aus ganz unterschiedlichen Motiven vorangetrieben werden (vgl. Moebius 2015; Schäfer 2014), bleibt Plessner ein »Disziplinentänzer« (Carola Dietze) bzw. ein gegen den eigenen Willen zur Soziologie berufener »Philosoph, kein Datenerheber oder Meinungsbefrager« (von Krockow 2015: 145). Der Plessner-Schüler Christian von Ferber äußert sich über seine sozialwissenschaftliche Ausbildung in Göttingen folgendermaßen:

»Die Erfahrung, daß Wissenschaft mehr ist als der Erwerb methodischer und theoretischer Kompetenz in einem Spezialgebiet, die Skepsis gegenüber allen Aussagen, die keinen Bezug zur primär erfahrbaren Wirklichkeit herstellen können, das Wissen darum, daß Wissenschaft auf Werte menschlichen Zusammenlebens bezogen ist, sie auszulegen und zu verwirklichen bestrebt sein muß – diese Orientierungen haben sich mir in diesen Jahren ausgebildet und gefestigt. In meinem philosophischen Studium bei Nicolai Hartmann und später dann bei Josef König und Helmuth Plessner fand ich diese Orientierung an der Phänomenologie ausgehend von Edmund Husserl begründet. Die Phänomenologie, nicht als philosophische Spezialdisziplin, sondern als kritische Gegen- und Prüfinstanz der »positiven« Wissenschaften ebenso wie als Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand, ist auch die Grundlage meines Verständnisses von Soziologie geworden und geliebt.« (von Ferber 1998: 110)